Hinter Gittern Ihre Heimat, ein Bayern wie geschnitzt, sieht Suzanne Sohmer nur durchs Schutzvisier. Sie wird bestaunt wie eine Außerirdische

Im Netz

Ihr Feind ist unsichtbar. Nur sie scheinen seine Kraft zu spüren. Elektrosensible fliehen vor Handy-Strahlen in

Strahlen-Burka Suzanne Sohmer, 50, im Hochfrequenz-Schutzanzug, sonst von Radartechnikern benutzt

der Angst

utschlands letzte Funklöcher. Sie leben als Waldmenschen der Neuzeit. Ihre Welt wird täglich kleiner

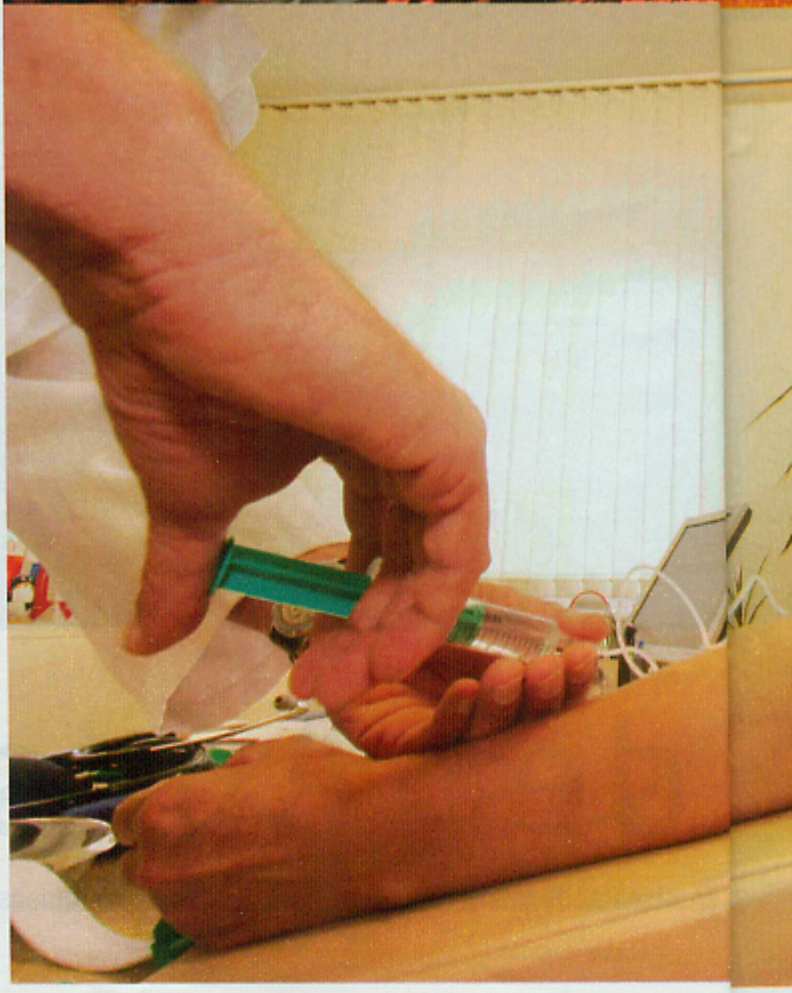
Von JOSEF SEITZ und DANIEL SAMANNS (Fotos)

Es sind wenige Menschen nur, die ihr Glück so genau bemessen können wie Suzanne Sohmer. Drei Kilometer reicht es nach links, knapp sieben sind es nach rechts. Sehr aufrecht steht sie irgendwo im Bayerischen, und sie beschreibt die Grenzen mit weiter Geste. Als könnten ihre Arme die Bäume des Waldes wie Soldaten entsenden, wie Grenztruppen, um die kaum zehn Kilometer Glück zu verteidigen.

Innerhalb ihres Glückskreises sieht Suzanne Sohmer aus, als wäre sie eine, die den Wald liebt. Die sich aus Vergnügen die Wanderschuhe an die Füße zieht und den Rucksack auf den Rücken schnallt. Draußen, wo die anderen leben, erntet sie Blicke wie auf eine Außerirdische. In diese Welt wagt sie sich nur in ihrem blauen Raumfahreranzug. Das Gesicht vergittert ihr der Strahlenschutz. Sie hastet durch diese Welt. Sehstörungen und Schwindel, Bluthochdruck und die Angst vor dem Kollaps peitschen sie zur Eile. Draußen ist Gefahr. Der Wald ist Glück.

Suzanne Sohmers Feind ist klein. Als Handy lauert er in jeder Handtasche, als Smartphone schiebt er sich ins bessere Business-Sakko. Der Feind ist groß. 50 Milliarden Euro waren der Wirtschaft allein die UMTS-Lizenzen wert. Ein neues Telefon mit dem angebissenen Apfel als Kennzeichen hat die Kraft, Top-Nachricht zu werden, und das weltweit. Suzanne Sohmer fühlt sich verfolgt vom Mobilfunk. Sie hat Angst, die Industrie, der Fortschritt, der Markt, kurz also: Das große Geld könnte ihr das kleine Glück verschließen. Ein einziger Mobilfunksender würde schon genügen.

Sie bittet um Vertraulichkeit. Sehr leise in der Stimme, in den Augen ein wenig gehetzt. Niemand soll den Ort des Treffens erfahren. Es ist eine kleine Kapelle. Ein Waldarbeiter hat sie erbaut, es war das Jahr 1902, es war sein Dank, dass ihn 45 Jahre schwerer Holzarbeit unverletzt gelassen hatten an Leib und Leben. Suzanne Sohmer fühlt sich verletzt an Leib und Leben. Sie zieht den Handbesen aus dem Rucksack. Voller Sorgfalt kehrt sie die Spinnweben von den Säulen der Kapelle. Im Inneren zündet sie Kerzen an und rückt die Gebetsbänke zur Seite, um den Fußboden putzen zu können. Als Diplomatentochter war sie von Kindheit an in der Welt zu Hause. Auf dem Fahrrad hat sie Wüsten durchquert. Für den Deutschen Wetterdienst hat sie Berichte zur „Qualitätssicherung von Messreihen" veröffentlicht, sich mit atmosphärischen Aerosolpartikeln befasst. Jetzt kniet sie und kratzt Wachs von Bodenfliesen. Ihr bleibt nur mehr wenig, um sich nützlich zu machen. Die Borsten des Handbesens leuchten sehr grün. Bald wird Bilderbuchbayern ein wenig mehr glänzen.



Friede in die Vene Beim Hausarzt lässt sich Suzanne Sohmer Kalzium spritzen. Sie glaubt, dass die Strahlen ihr das Mineral rauben

Aufatmen im Strahlungsschatten Ulrich Weiner (l.) und Suzanne Sohmer messen,ob ihr Funkloch sicher für die Nacht ist. Werner Funk hat die Elektrosensiblen im Wohnmobil zum Netzwerktreffen durch Bayern gefahren

Suzanne Sohmer lebt in ihrer eigenen Welt. „Der Wald hier", sagt sie, „ist ein guter Platz zum Überleben." Sie spürt die Wasserader, die vor der Kapelle fließt, als Druck auf der Stirn. Wenn sie zur Quelle tritt, um sich ein paar Schluck Wasser zu gönnen, beugt sie den Kopf, um dem Quellengeist artig zu danken, „schließlich muss der ja das Wasser sauber halten". All das macht Suzanne Sohmers Welt ein wenig ungewöhnlich. Zum Außenseiter in einer Welt all der anderen macht es sie noch nicht.

Suzanne Sohmer lebt in Grenzen, die für andere unfühlbar sind. Ihr Überleben braucht die Löcher in einem Netz, das die Erde immer engmaschiger umspannt. 80 Prozent der Menschheit haben Handy-Empfang. Jederzeit für jeden erreichbar zu sein ist Selbstverständlichkeit. 2008 soll eine Mobilfunkantenne auf dem Mount Everest in Betrieb gehen. Deutschland zählt längst mehr Handys als Einwohner. Wer ohne Netz ist, wird einsam. Suzanne Sohmer lebt als Waldmensch neben einer Menschheit her, die sich von der Steinzeit über die Bronze- und Eisenzeit zu einer Funkzeit vorgearbeitet hat. Die Fünfzigjährige verbringt das zweite Jahr im Wohnmobil im Irgendwo. Das klingt nur nach Camper-Idyll. Der erste Schnee in ihrem Wald fiel in diesem Jahr schon Anfang Oktober.

Die Frau mit dem Sinn für Wasseradern fällt durchs Raster des Normalen. Sie ist verrückt, verrückt vielleicht wie das Schnabeltier. Der Nachtjäger gründelt mit Elektrorezeptoren nach Krabben und erspürt deren Muskelsignale. In Gefangenschaft hungert er sich zu Tode. Vor zehn Jahren haben Forscher zehn Schnabeltieren im Zoo einen Faraday'schen Käfig angeboten. Als die Tiere vor elektrischen Feldern flüchten konnten, fraßen sie normal. Für Schnabeltiere bedeuten elektrische Reize tödlichen Stress.

Die Meldungen, ob und wie gefährlich Mobilfunk für die Menschheit ist, kommen und gehen wie Wechselstrom. Im September dieses Jahres beschwichtigt die bislang umfangreichste britische Studie, eine Beziehung zwischen Handy-Nutzung und Hirntumoren sei nicht feststellbar. Nur Tage später veröffentlicht der schwedische Wissenschaftler Lennart Hardell, er habe sehr wohl Zusammenhänge zwischen Telefonieren und Wucherungen im Gehirn nachgewiesen. Die Verunsicherung wirkt. In Deutschland fühlt sich fast jeder Achte vom Mobilfunk „stark belastet". Die Grenzwerte, die Sicherheit schaffen sollen, verunsichern. Die Schweiz hält in Schulen eine Belastung von vier Mikrowatt pro Quadratzentimeter für zumutbar. Das der Umweltpanik unverdächtige China zieht eine Grenze bei sechs Mikrowatt. Großbritannien hat sich hartnäckig 5800 Mikrowatt gegönnt. In Deutschland hat man sich auf ▶

Versorgungspflicht fürs Handy besteht laut Lizenz für 98 Prozent der Bevölkerung.

Deutschlandweit sind 50 400 Mobilfunkstandorte ausgewiesen.

470 Mikrowatt verständigt. Kritiker des Mobilfunks monieren, dass die Technik eingeführt wurde ohne Prüfung der Gesundheitsrisiken. Kritiker der Kritiker kontern, mit dieser Begründung hätte sich die Menschheit schon die Nutzung des Feuers versagen müssen.

Es ist ein Ort, auf den in dieser Nacht allein der Vollmond Strahlen lenkt. Das Handy hat vor einigen Kilometern schon das Netz verloren. Bäume rücken zur Seite, um einen bescheidenen Parkplatz freizugeben. Suzanne Sohmers Wohnmobil rollt aus. 200 Kilometer hat sie sich von einem Freund durch Funk-Feindesland chauffieren lassen. Jetzt ist das Funkloch erreicht. Sie zieht die Kapuze vom Kopf, ratscht Klettverschlüsse auf, schält sich aus dem Anzug, der sie vor etwas schützt, das unsichtbar ist, unhörbar. Und meist nur für sie allein zu spüren. Heute hat sie Gesellschaft. Sie hat Ulrich Weiner mitgenommen. Auch der Dreißigjährige steckt im Hochfrequenz-Schutzanzug. Ulrich Weiner hat sich während der Fahrt zusätzlich unter einen weißen Baldachin verkrochen. Die eingewirkten Silberfäden sollen ihn vor Funk- und Radiostrahlung in Sicherheit bringen.

In Geheimhaltung bis zum letzten Moment haben sich die bayerischen Initiativen gegen Mobilfunk in diesem Funkloch verabredet, ein erstes Netzwerktreffen soll Strukturen schaffen für Kommunikation und Aktion. Von Bayern aus wollen sie den Rest des Landes für den Widerstand erschließen. Suzanne Sohmer und Ulrich Weiner stärken sich beim Frühstück. Zwischen Käse und Wurst steht der Spezialtrank, der freie Radikale im Körper binden soll. Ulrich Weiner hat über seinen Schlafplatz einen Infusionsträger gehängt. Ohne Infusionsbesteck und Intensivschläuche, Kalziumlösung und ein Mittel zur Blutverdünnung wagt er sich nicht auf Reisen.

Ein Knattern sprengt das Frühstück. Die Warngeräte im Wohnmobil schlagen an: Mobilfunkalarm. Suzanne Sohmer zuckt hoch. Fast kippt der Kaffee, als ihre Hände in den Nacken fahren, hastig tasten sie nach dem Kapuzenschutz, doch der blaue Anzug liegt noch langgestreckt auf dem Bett. Der Blick durchs Fenster zeigt einen Mann im Auto, der versucht, sich im Funkloch mit dem Handy einzuwählen. Sehr verwirrt schaut er, als er auf die Funksensiblen aufmerksam gemacht wird. Sehr schnell lenkt er den Wagen vom Waldparkplatz. Er hinterlässt den ersten Gesprächsstoff des Tages. Unfassbar, wie ein Großvater mit seinem Enkel im Auto ein Mobiltelefon in Betrieb nehmen kann. Unverantwortlich, so etwas. Das arme Kind. Unglaublich. An diesem Morgen in diesem Wald für diesen Tag hat die Welt ihre Regeln geändert. Das Kopfschütteln gilt diesmal nicht

Leben im Loch In einem Naturschutzgebiet hat Suzanne Sohmer eine Lücke im Netz gefunden. Hier wird ihr Wohnmobil nur geduldet. Sie darf parken, aber nicht campen. Schon ein Grill könnte den Platzverweis bringen

Ferne zur Moderne? Ein Himmel in Weiß und Blau, das Gras in kräftigem Grün – für Suzanne Sohmer ist auch dieses Idyll in Alpennähe Funk-Feindesland. Nur im blauen Schutzanzug wagt sie sich hinein

den Funkflüchtigen. Es zielt auf die Mobiltelefonierer. Eine Minderheit hat die Mehrheit übernommen.

An den Gartenzaun zum Gasthaus, wo sich das Netzwerk trifft, ist ein Verbotsschild gehängt, rot und weiß, auf der Rückseite klebt noch der Preis, fünf Euro fünfzig hat es gekostet, vorn ist ein Handy dick durchgestrichen. Ulrich Weiner wird zum Einsatz gerufen. In der Küche lauert der Feind. Ein Funktelefon ist ausgemacht. Im Schutzanzug wagt sich Ulrich Weiner daran, die Basisstation auszuschalten und durch ein mitgebrachtes Schnurgerät zu ersetzen. „So ein Telefon überlebt keiner auf Dauer", warnt der gelernte Funktechniker Weiner den Wirt. Der knurrt zurück, dass Ulrich Weiner nicht lange überleben wird, wenn er das Austauschgerät nicht ordentlich in Betrieb nimmt, „die Dreiläufige von der Saujagd gestern steht noch geladen im Keller". Eilig klemmt Ulrich Weiner Kabel um.

„Das Telefon ist erledigt", verkündet Ulrich Weiner, als er zur Versammlung stößt, eine halbe Stunde verspätet durch Feindeinsatz. Man empfängt ihn als Helden. Warm klingt der Applaus. An den Wänden drängen sich die Geweihe und Bockköpfe von den Jagden des Wirtes, auf den Wirtshaustischen stehen Bezirksschilder fürs Handy-Halali der Aktivisten. Es erhebt sich das bayerische Sprach-Babylon. Es treffen sich die Münchnerin, die einen Bunker sucht, um hinter meterdicken Betonmauern Frieden zu finden. Der pensionierte Polizist, dem das Handy recht war, bis ihn der Funkmast vor der Sonnenterrasse zum eifrigen Gegner gemacht hat. Und die Bamberger Ärztin Cornelia Waldmann-Selsam. In der Tasche trägt sie ihre Mobilfunk-Fragebögen bei sich. 37 Befindlichkeiten klärt sie damit ab, von Appetitlosigkeit bis Gewichtszunahme, von Haarausfall bis zu Einschlafproblemen. Der Bogen fragt ab, was die Menschheit an Zipperlein quält. Er findet die Ursache im Mobilfunk. 2300 Menschen hat sie damit untersucht. Ihre „Ärztlichen Stellungnahmen" sind Anklagen. Sie heißen „Zustand nach Erkrankung durch Hochfrequenzexposition" oder „Dringender Verdacht auf schwere Körperverletzung".

Ulrich Weiner hatte „Stress". So lautet die erste Diagnose seines Hausarztes, das ist im Jahr 2001 und nachvollziehbar. Schon mit 18 Jahren hat er sich selbstständig gemacht, ein Unternehmen der Kommunikationstechnik aufgebaut. Es folgt „Verdacht auf Gehirntumor mit Schädigung des Sehzentrums". Der Unternehmer flüchtet zum ersten Mal aufs Land. Im Funkloch erholt er sich schnell. Er kehrt zum Arbeiten zurück und bricht auf dem Frankfurter Flughafen zusammen. 2001 ist er 66 Tage arbeitsunfähig. 2002 sind es 147 Krankheitstage. ▶

„Stark belastet" fühlen sich zwölf Prozent der Deutschen durch Handy-Strahlung, mehr als durch Lärm und Schadstoffe in Luft oder Trinkwasser.

2003 diagnostiziert ein Arzt „Elektrosensibilität". 2004 heißt es „extreme Elektrosensibilität". Der 28. Februar 2004 war sein letzter Arbeitstag bis heute. Seit fünf Jahren lebt Ulrich Weiner im Wohnwagen. Die Frau, die er heiraten will, trennt sich. Das mobile Leben auf der Flucht vor dem Mobilfunk ist ihr zu unstet.

Heute ist Festtag. In seinem Funkloch hat Ulrich Weiner einen Bagger zu Besuch. Der schaufelt ihm den Weg in sein künftiges Zuhause. Von einem Parkplatz, wo man ihn bisher nur geduldet hat, darf er sich eine Zufahrt anlegen hinter ein paar Bäume. Den Hochfrequenz-Schutzanzug hat Ulrich Weiner durch einen Arbeitsoverall ersetzt. Mit einer Rüttelplatte planiert er sich vorwärts ins Private. Hier soll sein Wohnwagen stehen. Vom Nachbarn, einem Bauern, hat er schon 300 Meter Telefonkabel gezogen. Der Telefon-Flüchtige wird Festnetz haben. Es soll sein erstes echtes Zuhause sein nach fünf Jahren auf Parkplätzen. Abends, in der Dämmerung, ziehen die Rehe und die Wildschweine vor den Plastikfenstern vorbei. Sein weißer Fleck im Mobilfunknetz ist ein grünes Idyll. „Ich lebe", sagt Ulrich Weiner, „an den schönsten Plätzen Deutschlands." Er lacht. Es klingt nur ein klein wenig bitter.

Ulrich Weiner hat sein Leben im Griff, das ist der Vorteil eines Lebens in der Enge. Alles, was er braucht, erreicht er mit einer Körperdrehung. Geradeaus im Wohnwagen der Herd. Daneben der Kühlschrank mit den Medikamenten. Links oben die Nadeln und das Infusionszubehör. Gegenüber im Schrank die Ordner mit der Krankenakte. Darin dokumentiert ist die Verblüffung des Psychiaters, zu dem ihn die Krankenkasse geschickt hat. „Die vom Probanden vorgebrachten Beschwerden und seine Schutzmaßnahmen wirken auf den ersten Blick so ungewöhnlich, ja teilweise bizarr, dass dies den Verdacht auf das Vorliegen einer psychischen Störung gerechtfertigt erscheinen ließ", heißt es darin. Nach der Untersuchung hat der Arzt ein anderes Ergebnis notiert. Es lautet: „unauffälliger psychopathologischer Befund". Und: „kein Anhalt für psychische Erkrankung". Ulrich Weiner zieht sich eine Spritze mit Kalzium und Vitamin C auf, sie soll helfen, die Strapaze der Rückreise vom Netzwerktreffen schneller zu verarbeiten. Vorher trinkt er noch einen Schluck Wasser, er hat es eben noch von der Quelle im Wald geholt, es ist kühl und schmeckt sehr frisch. „Ich brauche doch gar nicht viel, um glücklich zu sein", sagt Ulrich Weiner, und es fehlt nicht viel, dass er glücklich aussieht. „Ich brauche ein staatlich geschütztes Funkloch, einen Anspruch auf ein funkfreies Gebiet. So viel Minderheitenschutz müsste es in diesem Land doch geben können."

Suzanne Sohmer hat ein Heim. Es liegt keine halbe Stunde entfernt von ihrem Wohnmobil. Es ist ein Haus mit Garten und Gartenteich. Das Wohnzimmer öffnet sich zum Blick auf die Berge. Der Kamin ist offen gemauert, ein Lüftungssystem garantiert perfekten Zug, das Feuer flackert Wärme in die gute Stube und müht sich um Gemütlichkeit. Doch die Gitarre neben der Tür hat lange schon keiner mehr gespielt. Suzanne Sohmer hat keine Muße, wenn sie zu Hause ist. Sie hat Panik.

Mit dem Wäschekorb in den Armen hastet sie herein. Der erste Griff geht zum Fenster. Sie zieht die weiße Abschirmung mit den Silberfäden herab. Sie sollen die Strahlung draußen halten. Wäsche waschen. Kühlschrank leeren. Butter mitnehmen. Suzanne Sohmer hat sich eine Checkliste geschrieben. Den Besuch daheim bereitet sie vor wie ein Bergsteiger, der die sauerstoffarme Todeszone betreten will. Sie notiert sich, was zu erledigen ist. „In der Exposition", wie sie das Gastsein in der Strahlenwelt der anderen nennt, „bin ich nicht mehr klar im Kopf." Der Kaffee nach dem Bügeln ist zu viel für sie. „Ich sehe nicht mehr richtig", sagt sie noch, „ich leg mal ein Kalzium nach." Auf dem Weg zur Küche hält sie sich im Türrahmen fest. „Ich muss zum Arzt", haucht sie. Beim Anziehen der Schuhe torkelt sie gegen den Kamin. Wie auf der Flucht eilt sie in die Praxis. Erst mit einer Kalziuminfusion läuft wieder Friede in ihre Venen.

Eine halbe Stunde später tritt aus dem Ärztehaus die Außerirdische. Suzanne Sohmer trägt den Schutzanzug, die Kapuze über dem Kopf, die Gittermaske ist vors Gesicht gezogen. Sie blinzelt in die Beschaulichkeit. Gegenüber an die Häuserwand hat ein Lüftlmaler ein Bergidyll gepinselt. Im Schaufenster drängen sich geschnitzte Engel und Madonnenfiguren. Zwischen segnende Hände hat sich eine Katze zum Schlafen abgelegt. Einen kurzen Blick wirft sie auf die Frau in Blau. „Ich hab doch keinen an der Birne", sagt Suzanne Sohmer. Gleich um die Ecke erhebt sich auf einem Hausdach die Mobilfunkantenne. Sie steht in der Manna-Gasse, benannt nach dem Guten, das von oben kommt.

Suzanne Sohmer flüchtet aus der Stadt hinaus. Sie wird wieder Waldmensch. Zurück im Wohnmobil klappt sie das Staufach rechts über dem Esstisch auf. Heraus kippt ein Buch. Es ist der Ratgeber: „Hartz IV – worauf Sie Anspruch haben". ■

Der Wald als Refugium
Als Diplomatentochter ist Suzanne Sohmer in der Welt aufgewachsen. Heute misst ihr Lebensradius nur wenige Kilometer